

Latife Arab

Ein Leben zählt nichts

LATIFE ARAB

Ein Leben
zählt nichts –

als Frau im
arabischen Clan

EINE INSIDERIN ERZÄHLT

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Dieses Buch ist ein Tatsachenbericht. Alles Beschriebene hat sich so ereignet.
Aufgrund der konkreten Bedrohungssituation für die Autorin
und für andere im Buch Vorkommende wurden einzelne Personen anonymisiert
sowie biografische Daten und Örtlichkeiten in gebotennem Umfang verändert.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage
Originalausgabe 2024

Copyright © 2024 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-21874-1

www.heyne.de

Für meine kleine Familie.

*Die Begegnung mit der wilden Frau lässt sich weder beliebig
wiederholen noch beliebig herstellen.*

*Zunächst ist es eine Frage der Wahrhaftigkeit
und des Mutes. Dann eine Frage der Sorgfalt und der
Achtsamkeit. Zum Schluss ist es auch eine Frage der
Bereitschaft zur Veränderung.
Der wilden Frau begegnet man nicht folgenlos.*

Angelika Aliti

INHALT

Der Überfall	11
Almanya	24
Einmal Blut geleck	42
Vom Regen in die Traufe	63
Zwischen Emanzipation und Unterdrückung	96
Das Licht in mir	121
Diesmal waren wir viele	139
Frauenbilder und Männerbekanntschaften	172
Das ganz normale Leben	200
Meine Freiheit ist Eure Freiheit.	227
Danksagung	255

DER ÜBERFALL

Brote schmieren, Schulmappen kontrollieren, frühstücken, anziehen und zwischendurch die ein oder andere Mädchenkatastrophe lösen. Das Kleid ist in der Wäsche, die Hose ist doof, die Haare sitzen nicht. Für alles findet sich eine gute Lösung. Irgendwann stehen wir alle sechs im Flur vor dem großen Spiegel und werden von meiner Tochter Ayla zum Selfie gezwungen. Um halb acht verlassen die Kinder und mein Freund glücklich und zufrieden das Haus.

Ich bleibe allein zurück und finde den Morgen und den ganz normalen Familienwahnsinn wunderbar. Nun bald fünf Jahre lebe ich ein völlig gewöhnliches Leben, zumindest, wenn man von gelegentlichen Polizeibesuchen und den nie ganz enden wollenden Kontaktaufnahmen meiner Herkunftsfamilie absieht.

Ich gehe ins Schlafzimmer und lege mich noch mal hin, seit ein paar Tagen habe ich einen Magen-Darm-Infekt, doch so langsam wird es besser. Am Nachmittag mache ich mich auf den Weg zum Bahnhof, um an meinem Arbeitsplatz die Krankmeldung abzugeben, die unbedingt noch heute eingereicht werden muss.

Hätte ich das Auto nehmen sollen? Wäre all das nicht passiert, wenn ich den gelben Zettel vom Arzt schon am Vortag mit der Post geschickt hätte? Die Fragen sind müßig und doch sind sie seit diesem Tag im September 2015 meine treuen Begleiter.

Ich laufe durch das Naturschutzgebiet, einen lindenge-säumten Weg zwischen Wiesen und Wasser entlang und freue mich über die Sonne und darauf, später meine Kinder über ihren Tag auszufragen. Zur Bahn sind es vielleicht zehn Minuten. Am Bahnhof angekommen, stelle ich fest, dass ich mein Portemonnaie vergessen habe, in dem mein Monats-ticket steckt. Also schnell die Treppen wieder runter und auf dem kürzesten Weg zurück. Auf der anderen Straßenseite fällt mir ein Mann auf. Ich habe ihn bereits auf dem Hin-weg gesehen, doch ich ignoriere mein ungutes Gefühl. Als ich mitten auf einem Feldweg bin, höre ich Schritte hinter mir. Ich mache etwas Platz, um den eiligen Fußgänger vor-beizulassen.

Doch in diesem Moment bleibt jemand neben mir ste-hen und greift nach meinem linken Arm. Ich schaue erst auf meinen Arm, auf die fremde Hand und dann nach oben. Es ist der Mann vom Bahnhof. Er ist einen Kopf größer als ich und riecht furchtbar nach Schweiß und Zigaretten. Mir wird übel. Ich versuche, meinen Arm zurückzuziehen, ohne Erfolg. Meine Angst hält sich zuerst in Grenzen: Es ist hel-ler Nachmittag, dieser Feldweg ist eigentlich gut besucht, es wird uns sicher schon bald jemand entgegenkommen. Doch es kommt niemand und langsam kriecht Panik in mir hoch. Als ich anfangen zu schreien, wird er grob, packt mich am Hals und bohrt mir einen spitzen Gegenstand in die Seite.

»Sei leise«, sagt er, »dann passiert dir auch nichts. Wenn du schreist, steche ich dich ab, jetzt und hier. Geh einfach weiter.«

Ich bin leise. Ich schreie nicht. Ich gehe einfach weiter.
»Wenn du meine Tasche willst, dann nimm sie«, sage ich.
»Ich habe kein Geld.«

Er drückt fester zu.

Von Weitem sehe ich ein Pärchen auf uns zukommen. Das ist meine Gelegenheit.

»Denk dran. Ich steche erst dich ab und dann die beiden, wenn du schreist.«

Diese Wahl ist mir vertraut: Bei dem Versuch, mich selbst in Sicherheit zu bringen, würde ich nicht nur mein eigenes Leben aufs Spiel setzen, sondern auch das anderer Menschen. Ich muss an den armen Kerl denken, mit dem ich damals im Theater war und den mein Vater dafür fast umgebracht hätte.

»Sei ruhig, dann passiert dir nichts.«

Die irrationale Hoffnung, dieser Mann würde sich an sein Versprechen halten, lässt mich still bleiben.

Die zwei gehen direkt an uns vorbei. Ich fixiere ihre Gesichter und hoffe so sehr, dass sie mich sehen. Dass sie begreifen, in was für einer Situation ich mich befinde. Doch sie schauen mich nicht an. Sie laufen einfach an uns vorbei. Mein Herz schlägt so schnell, dass es mir fast aus der Brust springt. Ich kann den Gestank des Mannes nicht ertragen, er ekelt mich an.

Ich denke an meine Kinder. Der Kleine ist bei seiner Oma, der Mutter meines Freundes. Die beiden Großen kommen allein zurecht. Aber Dunya ist beim Handball. Was ist, wenn ich meine Tochter nicht rechtzeitig abholen kann? Sie wird vor der Turnhalle stehen und auf mich warten. Dann wird

es dunkel werden, sie bekommt Angst, und wer weiß, was ihr passieren kann. Ich muss hier weg. Ich fange an zu weinen und versuche mit aller Kraft, mich loszureißen. Es gelingt mir nicht.

Er packt mich wieder am Hals und drückt zu, so fest, dass mir schwarz vor Augen wird. Als er von mir ablässt, werde ich plötzlich ruhig. Meine Knie sind weich und zittern. Ich kann mich kaum auf den Beinen halten. Laufe weiter. Etwas in mir hat die Waffen gestreckt, ich wehre mich nicht mehr. Am Ende des Feldweges kommen wir an einem Fußballfeld vorbei, es geht drei Stufen runter, die er mich schon schleifen muss. Alles dreht sich, ich muss mich fast übergeben. Am Fußgängerüberweg zweigt links ein etwas längerer Weg wieder zum Bahnhof ab. Rechts liegt der Ort. Vor uns befindet sich eine kleine Brücke, die über ein Flösschen führt, direkt in das Naturschutzgebiet hinein. Da sind nur Bäume, Wiesen und Sträucher, kaum jemand nimmt diesen Weg.

Er bleibt stehen. Zaghafte flammt die Hoffnung in mir wieder auf. Auf den Wegen rechts und links sind immer viele Jogger und Radfahrer unterwegs. Ich bin mir, so irrational das ist, plötzlich sicher: Er wird einen dieser beiden Wege nehmen und jemand wird auftauchen und mir helfen. In Gedanken plane ich schon das Wiedersehen mit meiner Tochter.

Doch natürlich wählt er den Weg über die Brücke mitten in den Wald hinein. Keine Spaziergänger, keine Aussicht auf Rettung. Es beginnt zu dämmern.

Dunya wird vergebens vor der Turnhalle auf mich warten. Wieder sind am Ende meine Kinder die Leidtragenden.

Hätte ich das hier vorausahnen können? Was habe ich die letzten Wochen, Monate und Jahre übersehen? Habe ich zu vielen Menschen vertraut? Ist das vielleicht sogar eine Strafe Gottes, weil ich meine Religion verraten habe? Ich habe gelebt wie eine Ungläubige. Kein Kopftuch, keine Gebete. Ist es jemand im Auftrag meiner Familie, meines Exmannes, der mich daran erinnern soll, woher ich komme und wer ich bin? Wo ich eigentlich hingehöre, wo mein Platz ist? Aber warum jetzt, nach so vielen Jahren, in denen sie mich mehr oder weniger in Ruhe gelassen haben?

Mein Angreifer zerrt mich nach vorn, mechanisch setze ich einen Fuß vor den anderen. Jedes Gefühl für Zeit und Raum habe ich verloren. Er stößt mich in ein Gebüsch und ich falle zu Boden. Stehe aber sofort wieder auf und versuche ein letztes Mal, wegzulaufen. Er packt mich an den Haaren und hält mich fest. Ich trete um mich, schlage mit den Fäusten auf ihn ein, es hilft nichts. Er schlägt zurück, ich schreie, so laut ich kann. Mit beiden Händen drückt er mich gegen einen Baumstamm und presst mir die Kehle zu. Ich verliere das Bewusstsein, sacke zusammen. Als ich zu mir komme, rappele ich mich mit Mühe auf. An den Baum gelehnt, um nicht umzufallen, versuche ich, ihn anzuschauen, um mir zu merken, wie er aussieht. Er schlägt mir mit voller Wucht ins Gesicht. Mir laufen die Tränen über die Wangen, doch ich fühle nichts, keinen Schmerz, keine Angst. Da ist nur ein Gedanke: der an meine Tochter, die allein in einer dunklen Ecke der Stadt auf mich wartet.

Ich flehe ihn an, mich gehen zu lassen, weil meine Kinder mich brauchen. Wieder wirft er mich zu Boden und setzt

sich mit seinem ganzen Gewicht auf meinen Rücken. Seine Knie bohren sich in meine Wirbelsäule. Mit der einen Hand hält er meinen rechten Arm, mit der anderen drückt er meinen Kopf fest auf den Waldboden. Mein Mund füllt sich mit feuchter Erde, meine Augen sind voller Sand. Mit der freien Hand bohre ich mir einen Weg zu meinem Mund, versuche, meinen Kopf ein wenig zu drehen, um nach Luft zu schnappen. Meine Beine sind noch frei, also trete ich um mich, so fest ich kann. Es bringt nichts, außer dass ich mit solcher Wucht auf einen liegenden Baumstamm treffe, dass es in meinem Fuß einen lauten Knacks macht. Der Schmerz schießt wie tausend Nadelstiche durch meinen Körper, erneut werde ich ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir komme, ist es dunkel. Sand und Schmutz brennen in meinen Augen. Ich spucke Erde aus und versuche, langsam und ruhig zu atmen. Er ist noch immer da. Dreht mich auf den Rücken und setzt sich jetzt auf meine Beine. Wie aus vielen Kilometern Entfernung höre ich seine Stimme. Ich verstehe kein Wort. Liege regungslos da. Keine Kraft mehr, keine Hoffnung, nichts und niemand außer der Dunkelheit, den Bäumen, ihm und mir.

Wie lange es wohl dauern wird, bis jemand meine Leiche findet? Wer wird zu meiner Beerdigung kommen? Werden sie mein Grab schänden, wie die Gräber der anderen Frauen und Mädchen, die unter dem Deckmantel der Familienehre ermordet wurden?

In wenigen Augenblicken ist es vorbei, ich werde meiner Großmutter begegnen, ihr in die Arme fallen und erzählen, was sie mir angetan haben. Wenn es einen Gott, Allah oder

sonst jemanden im Himmel gibt, setze ich mich zu ihm und frage ihn, ob das hier sein Wille war. Ob er sich auch nur eine Sekunde das Leid der Frauen auf der Welt angeschaut hat. Warum er es zulässt, dass wir in gewalttätige Strukturen hineingeboren werden, in denen wir Unterdrückung erfahren und die manche von uns das Leben kosten.

Doch noch bin ich am Leben. Ich bin nackt. In meiner Panik kriege ich Atemnot. Ich taste nach meiner Handtasche, um an mein Asthmaspray zu kommen. Aber er ist schneller als ich, schnappt sich die Tasche, schüttet den Inhalt auf den Boden. Ich bettele ihn an, dass ich mein Spray brauche. Nur schemenhaft sehe ich in der Dunkelheit das kleine Döschen in seiner Hand, das mir jetzt helfen könnte. Er wirft es ins Gebüsch. »Das brauchst du gleich sowieso nicht mehr.«

Mir bleibt die Luft weg, ich kann nichts mehr tun. Mein Körper gibt auf, mein Gehirn schaltet sich ab. Ich bleibe einfach liegen, mein Atem ist ganz flach. Dunkelheit umschließt mich. Mich gibt es nicht mehr.

Doch dann drückt auf einmal kein Gewicht mehr auf meinen Körper. Da sind keine Geräusche mehr, es riecht nicht mehr nach Zigaretten und Schweiß. Vielleicht dachte er, ich sei tot, und ist abgehauen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dort liege, mich totstelle und hoffe, dass mein Peiniger nicht zurückkehrt. Irgendwann drehe ich den Kopf in beide Richtungen. Ich versuche, auf die Beine zu kommen. Ich schaffe es nicht. Doch ich gebe nicht auf. Mit aller Kraft, die ich aufbringen kann, robbe ich ins Gebüsch, dorthin, wo ich mein Spray vermute. Mitten in einen Brennnesselstrauch. Später wird mein Körper des-

wegen vor Schmerzen brennen, aber jetzt schießt Adrenalin durch mein Blut, und ich spüre nichts außer der Atemnot. Während ich noch suche, höre ich plötzlich Schritte. Ich krieche wieder in meine alte Position, bleibe reglos liegen und atme so leise, wie ich kann.

Er kommt zurück, ich kann seinen Gestank riechen. Er packt meine Haare, hebt meinen Kopf daran hoch, schaut mich kurz an und ist wieder weg. Was soll ich jetzt tun? Durch den Wald robben? In welche Richtung?

Nach einer gefühlten Ewigkeit finde ich irgendwo noch ein wenig Kraft in mir und stütze mich an einem Baumstamm ab. Jetzt nehme ich alles überdeutlich wahr. Den Schmerz im Bein, auch in der Hand, das Brennen auf der nackten Haut und die Atemnot, die mir Denken und Handeln fast unmöglich macht. Mir ist furchtbar kalt. Nicht mal einen Schritt schaffe ich. Die Angst, dass er seinen Fehler erkennt und wieder zurückkommt, lähmt mich. Doch ich muss etwas tun. Wo sind meine Kinder? Direkt neben mir liegt meine Jacke, in der Tasche ist mein Handy. Es hat die ganze Zeit über nicht einmal geklingelt oder einen Ton von sich gegeben, obwohl meine Kinder mich sonst ständig mit Anrufen und Nachrichten bombardieren.

Mein Spray und meine anderen Sachen hat dieser Mörder – und als nichts anderes empfinde ich den Mann in diesem Moment – irgendwo im Wald verstreut, aber mein Handy ist einfach da. Als ich es aus der Jackentasche ziehe, fließen mir die Tränen wie einem kleinen Kind.

Doch wen kann ich anrufen? Ich schäme mich so sehr für meine Nacktheit und meine Hilflosigkeit. Wer kann mich

hier rausholen, wem kann ich mich so zeigen? Niemand, den ich kenne, soll mich so sehen.

Mit zitternden Händen wähle ich schließlich 110.

Ein Mann ist am Telefon. »Wie kann ich Ihnen helfen, wo sind Sie und wie ist Ihr Name?«

Ich weine. Bin so froh, dass ich mit jemandem reden kann. Ich spreche ganz leise, aus Angst, dass mein Angreifer zurückkommt. Bitte um ein Asthmaspray. Darum, einen Streifenwagen zur Turnhalle zu schicken und nach meiner Tochter zu schauen.

Er braucht die Adresse der Turnhalle, ich soll mir keine Sorgen machen. Ich höre, wie er die Daten weitergibt, und merke, wie sich meine Anspannung ein wenig löst.

Es dauert eine Weile, bis ich meinem Gesprächspartner erklärt habe, wo in etwa ich bin. Das Asthma macht das Sprechen noch komplizierter. Ich liege am Boden, kann mich nicht bewegen. Mein Körper ist schwer wie Beton, mir ist kalt. Doch der Mann bleibt am Apparat und spricht beruhigend auf mich ein. Irgendwann kommt die Nachricht: Die Beamten haben das ganze Gelände der Turnhalle und der nahe gelegenen Grundschule abgesucht. »Sie konnten deine Tochter nicht finden«, sagt er. »Wo könnte sie noch sein?«

Dunya ist weg. Ich bin ganz sicher: Irgendjemand hat sie ins Auto gezerrt, nachdem sie vergebens auf mich gewartet und furchtbare Angst ausgestanden hat. Ich möchte sterben.

»Hörst du die Sirenen?«, fragt mich der Mann.

Ich höre nichts.

»Was ist mit meiner Tochter?«